

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 12

Artikel: Nachklänge zur Calvenfeier
Autor: Juchler-von Geyerz, Molly
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

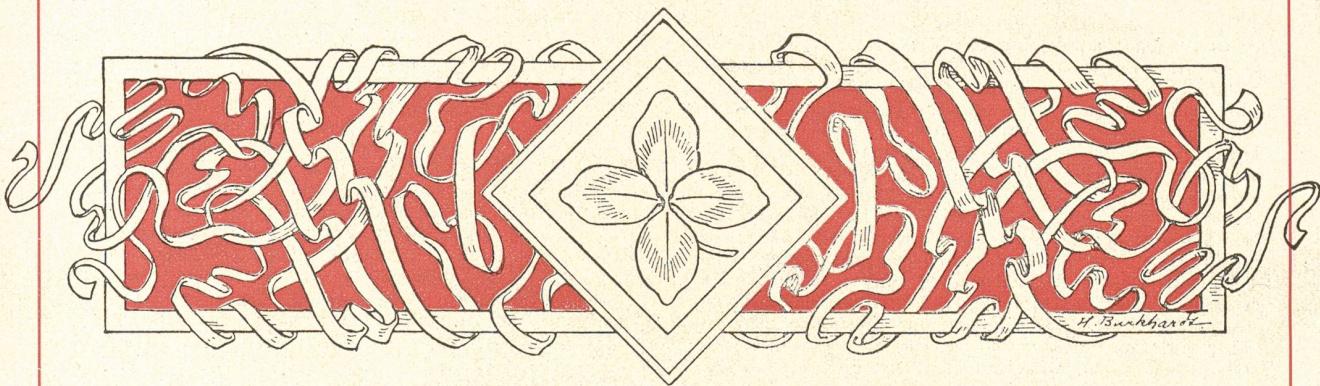
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nachklänge zur Galvenfeier.*

Von Molly Juchler-von Greherz, Herisau.

Wenn man heutzutage von „Festspiel“ und „Gedenkfeier“ spricht, so zuckt der Litterat vom Fach die Achsel und der Journalist und Reporter lächelt herablassend, während er in seinem Blatte den Glanz und die Ausdehnung der patriotischen Feier preist. Den Dichtern und Komponisten des Werkes werden Riesenkränze gereicht; aber der Parnass schreibt ihre Namen nicht ins gold'ne Buch. Und doch übt ihr schlichtes Werk, dessen schönste Blüten sie nur im Vorübergang vom Gartenhang der hohen Frau Poetie gepflückt, eine reinere, tiefere Wirkung auf Biele und einen allgemeinen, erhebenden Eindruck auf das Volksgemüt, als manch geistvolles Federprodukt, das viel gerühmt und wenig gelesen wird. Wie wäre es sonst möglich, daß eine Versammlung von 15—20,000 Menschen vier Stunden in Kälte und Regen ausharrt, achtlos ihre Toilette der Unbill des Wetters preisgibt, und noch rauschenden Beifall hat für jeden Aktschluß und das Finale des Festspiels, die Nationalhymne entblößten Hauptes und stehend mit singt. So geschah es Sonntag den 28. Mai, an der ersten Aufführung der Galvenfeier, als der Bündnerhimmel seines Volkes Beharrlichkeit und vaterländische Begeisterung auf der Wasserwage prüfte und mit seinem feuchten Segen segnete. Und sie haben Stand gehalten und diese ihre Tugenden glänzend bewährt. Nicht minder aber auch ihre Brüder, die herbeigeströmt aus der ganzen übrigen Schweiz. Sie fühlten sich hingerissen von dem Gefühl der Zusammenghörigkeit, das in dem Festspiel zu überzeugendem Ausdruck kommt.

Sch möchte mir keine Kritik des Spieltextes anmaßen, doch wird jeder aufmerksame Leser und Zuhörer zugestehen müssen, daß die Bilder mit einem wirklichen Feingefühl für die Poetie der Geschichte ausgewählt sind, daß der Gang der Handlung auch den verstecktesten patriotischen Nerv zu treffen weiß, ja ihn förmlich herausfordert und daß jeder Akt eine glückliche Steigerung des vorhergehenden bedeutet, somit das wachsende Interesse des Zuschauers bedingt. Das lieblichste des ganzen Textes sind wohl die eingestreuten, oft ganz kurz gebaltenen Liederhöre, deren inniger Herzton und schlichte Bildlichkeit schon beim Lesen ergreift und besticht. Echte Poetie atmet z. B. der kurze Schnitterinnenchor:

„Wist ihr unsern Gerstenacker?
Hoch am stillen Walde,
Wo die Hirschen geh'n,
Wo die alten Tannen
Vor dem Windzug steh'n,
Wo die Haselbüschle
Leise Kühlung weh'n,
Klingt im Entemonat
Unsere blonde Sichel.“

und wieder das Finale des 4. Aufzuges, der Sieges- und Freiheitsgejng:

* Auf lästlich der Galvenfeier hat das Polygraphische Institut A. G. Zürich auf Veranlassung des Organisations-Komitees ein Album Rätischer Trachtenbilder angefertigt, das 12 Tafeln in polychromer Ausführung von überraschender Naturnäthe enthält. Es sind farbige Photographien von sel tener Schönheit. Das Album kann zum Preise von Fr. 3.— plus Porto von Herrn Prof. Jecklin, Chur, bezogen werden.

„Ein Maien kommt und wandelt durch die Lüste;
Grüngras und Laub pflanzt er auf alle Grüste.
Ein Brausen geht vom großen Siegesmähle,
Es dröhnt und stürmt durch alle Felsenthale.“ rc.

Das sind Verse, die ein jedes Bündner Schulkind auswendig wissen sollte, lecke, siegesfrohe Worte, die jedem Schweizerkind wohl anstehen.

Einen großen Vortzug vor anderen Festspielen hat das bündnerische in der fortlaufenden Handlung der ersten 4 Aufzüge. Da werden der Phantasie keine Jahrhundertsprünge zugemutet; eine ruhige Entwicklung läßt den Zuschauer die einzelnen Kostümgestalten klar erfassen und auseinander halten. Und sie sind es wert, diese Bündnerreden, daß wir sie uns genauer ansehen. Denn in der Auswahl der Spielleute ist das betreffende Churer Komitee mit einer Findigkeit und Treffsicherheit in Beurteilung des Effektes vorgegangen, die an Meiningerische Routine gemahnen.

Was für Prachtgestalten bietet nicht der Säumerzug! Wer diese gebräunten Bergler mit dem welligen, natürlichen Vollbart, den breiten, laftgewohnten Schultern und sehnigen Armen nicht nur von der Bühne herab, sondern auch beim Festzug in nächster Nähe gesehen, der mußte seine Freude haben an diesem gesunden, kraftstrotzenden Menschentum, das mit der Breitspurigkeit und dem stolzen Selbstbewußtsein echter Alpenhöhe auftritt, und den prunklosen Apparat seines beschwerlichen Berufs naturgetreu uns verwöhnten Kindern des 19. Jahrhunderts vorführt. Und dann die hohen Würdenträger der Kirche, unter denen mir der Charakterkopf und die Behäbigkeit des Domdefans Konrad von Marmels noch besonders erinnerlich geblieben; die Heldenfigur des Fontana und seiner Mittäufser und die imponierenden Gestalten der Patrioten in ihrer eleganten, farbenfrohen Gewandung. Daz die Churer ihre Auslese von prägnanten Männer- und Frauengestalten zur Verfügung stellten, ist selbstverständlich. Daz aber der Meiningerische Spürsinn es sich nicht verdriezen ließ, bis hoch hinauf in die Berge und Hochthäler nach passenden, markanten Figuren zu spähen und damit das ganze engere Vaterland ins Interesse zu ziehen und für die Sache zu begeistern, zeugt von zwei im Grunde sich widersprechenden Eigenschaften: dem feinen Kunst Sinn, dem keine Mühe zu viel ist, wo es gilt, durch Auswahl der Mittel das Höchste zu erreichen, und der Klugheit, die auch in scheinbar nebenfächlichen Dingen immer das Gelingen des Ganzen im Auge hat. Und welche Riesenarbeit mit diesen Vorbereitungen, der Kostümierung und Einübung zu bewältigen war, kann man sich bei einem Spielpersonal von 1500 Personen kaum vorstellen.

In einem Punkte wurde auf der Bühne nicht gemeintert, in der Vorführung der Schlacht an der Galven. Kriegerische Handlungen bilden für die dramatische Reproduktion immer eine gefährliche Klippe, die man besser in weitem Bogen umschifft, als daß man sich ihr steuerlos ausliefert. Denn das Steuer der Wahrheit kostet es unbedingt. „Wehe dem Fahrzeug — — —“

Man könnte noch weitere Fragen aufwerfen, die das Meiningertum streifen, Fragen, die nicht nur dem phantasielosen

Realisten, sondern weit eher noch dem Idealisten, dessen künstlerische Forderungen, wie seine Phantasie keine Grenzen kennen, befallen. Wie z. B.: „Ist es nicht eine Zumutung an unsere fünf gefunden Sinne, ein allzunaives Ansinnen an unsere Gläubigkeit, wenn die Krieger aus der heißen Schlacht so sauber und tadellos zurückkehren, wie frisch aus dem Ei geschlüpfte Küken?“ Wir wollen im Spiele das Schöne genießen, die Schönheit der Farbe, des Klanges, der Worte und der Gesten. Wir können aber nicht verbünden, daß nicht neben der Phantasie die Vernunft steht, messend, vergleichend und kopfschüttelnd. Und sie beeinflußt unser Schönheitsgefühl in dem Maße, daß wir den Wahrheitsbegriff mit der ästhetischen Forderung verquicken und dies nicht ohne Bereicherung für unsern ethischen Menschen. Ein anständig sich präsentierendes Laster schreckt nicht ab, eine Bühneniederlage, die mehr einer geordneten Flucht gleicht, erschüttert nicht, ein Sieg, von ein paar blitzenden Säbeln errungen, begeistert nicht, und für einen Helden, der mit klaffender Todeswunde noch eine Ansprache hält, haben wir kein Verständnis. Fordern wir deshalb Blutvergießen, abstoßendes Gebaren und Ekel vor die Rampen? Nein. Aber vielleicht wird es das Zukunftsspiel etwas mehr mit der alten Weisheit halten, „nicht alles zu sagen, was wahr ist, aber immer nur die Wahrheit zu sagen.“

Die Festspiele müssen bleiben. Sie sind ein mächtiges Erziehungsmittel für das Volk, das sich nicht kümmert um Streit- und Zeitfragen der Kunst, und doch gerne ihr zu Füßen sitzt und begierig laucht, wenn sie verständlich zu ihm spricht. Unsre größten Künstler gehen aus dem Volke hervor. Ist es da nicht eine Dankspflicht, wenn ihm Anerkennung geboten wird, seine Feste zu veredeln, zu vertiefen, seiner Schaulust ein würdiges Objekt zu stellen und seinen Patriotismus und das Bedürfnis nach edlern Genüssen zu wecken und anzuregen?

Ich werde den Moment nie vergessen, als am zweiten Festtag im Schlussakt die Sonne wie auf ein Stichwort durch die Wolken brach, als der Dichter Salis mit sympathischer, weithin verständlicher Stimme die Stelle sprach: „Schaut hin, noch nie sah ich so hell sie strahlen, die Gottesonne über unserm Thal.“ Wie ein verhaltener Jubeln ging es durch die Menschenmenge. Man fasste den Nachbar impulsiv an Hand oder Arm, und wildfreude Menschen blickten sich wie verklärt an, als plötzlich das ersehnte Leuchten über die Bühne ging und alles in Glanz und Farbenpracht tauchte, als über der gemalten Alpenlandschaft des Hintergrundes die Galanda ihren blendenden Panzer zeigte. Solche Zufälligkeiten hat nicht jedes Fest zu bieten; sie zeigen aber nur, wie bei einem richtigen Schweizerpatrioten Geschichte und ihr Schauplatz, die Natur, eng verknüpft sind.

Über die Churer Gastfreundschaft könnte ich ein eigenes Kapitel schreiben; sie hängt zusammen mit dem Bündner Volks-

charakter, der wiederum aus der ihn umgebenden Natur herau gewachsen zu sein scheint und in inniger Harmonie mit ihr bleibt. Da blicken über jede Thalenge die weißen Zinnen der Bergriesen; sie scheinen sich auf die grünen Hügel zu stützen wie greise Häupter auf die Schultern hoffnungsfroher Jugend. Von den Höhen grüßen trostige Burgen, wohlerhaltene Schlösser neben ernsten Ruinen mit stillen Totenaugen. Durch Schlucht und Tann grät sich der Bergbach eigenwillig sein Bett, und wo sich ihm Berg und Fels entgegentellen, da steigert sich sein Troz. „Und ich komme doch,“ heißt seine Lösung. Und wenn wir von sicherer Strafe hoch oben auf ihn herabsehen, so erschauern wir ob seiner Wildheit und der Titanenkraft, mit der das feuchte, bewegliche Element seinen Weg durch das harte Gestein sich erzwingt. Wie wir hinschauen, spricht die Natur die Sprache ernster Größe und herber Schönheit. Ahnlich der Volkscharakter der Bündner. Da ist kein Wort zu viel; sie fürgen mit ihren Gunstbezeugungen und prüfen und wägen, ehe sie ihr Urteil abgeben. Aber wo sie überzeugt sind, da schenken sie reich und ohne zu berechnen, Vertrauen um Vertrauen. Fest wie der Fels ihre Treue, zäh ihre Meinung und energisch ihr Handeln wie der trostige Wildbach, hingebend und schlicht im Schenken, und einfach und ernst ihr Denken und Reden, als läsen sie ihre Gedanken von den weißen Blättern der in stiller Größe und Schöne dastehenden Berge.

Doch keine Regel ohne Ausnahme. Ich denke an eine der Gletscherjungfrauen im Gefolge der Rhätia, deren sprudelnd lebhaftes Weinen und bewegliche Unruh im Privatleben einen lieblichen Gegensatz bildete zu der eisigen Unnahbarkeit, die sie im Schlussbild zu verkörpern hatte. Das sind Kontraste, wie sie uns auch die Natur bietet, wenn wir an den Seen des Oberengadins stehen, in denen sich der blaue Himmelsfrieden, lachendes Grün neben der stolzen Höhe spiegeln. Ja, „stolz lieb' ich den Bündner“; dies Wort stimmt so gut, wie das sonst gebräuchliche. Es ist nicht der Stolz, der sich mit Flattern umhängt, mit Säbel und Sporn rasselt, und mit Tiraden und Worten fischt; sondern jenes Selbstbewußtsein, das die eigene Kraft verleiht, jene vornehme Ruhe des gebornten Gentleman, der stolz ist auf seine Heimat, ihre Geschichte und seine Ahnen, die dafür gekämpft und geblütet. Wenn dir der Bündner die Hand drückt, so heißt das: „Ich traue dir, sei mir willkommen, mein Haus sei das deine.“ Und er hält es ohne Abzug, ohne Wortgepränge, wie etwas Selbstverständliches. Eine Bündnerin erzieht ihr Kind nicht mit Worten und Schelten, sondern mit dem Selbstthun, dem Beispiel. Und wenn sie es anblickt, wenn sie es küßt, so liegt in dem Blick ihr Herz und in dem Mutterkuß ein stummer Segenswunsch.

* * *

Ich grüße dich, du schönes Bergland, und deine Söhne,
Frä Rhätia: „Hei fraischgiamaingk!“

Blumensprache.

Es sprach die Narcisse: „Wisse
Der Zarten zu warten im Garten.“

Die Tulpen, die stolzen, sie reden:
„Gib hin dein Herz nicht an Jeden.“

Es fidert die Rose, die lose:
„Will's dir zu sehr gefallen,
Gedenke des Dorns in Allem.“

Es seufzte das Veilchen: „Ein Weilchen,
Ein kleines nur blüh' ich. Bemüh' dich!“

Es tönt aus Vergißmeinnichts Bläue:
„Vergiß nicht in Liebe die Treue.“

Es lehrt die Genziane, die blaue:
„Dem heilenden Bittern vertraue.“

Es sang die Lilie, die reine:
„Dem Reinen gehör' ich alleine.“

Und alle zusammen umschlangen
In duftigem Kranz mich und sangen:
„Bewahr' uns zum Strauß gebunden,
Dann hast du die Weisheit gefunden.“

Arnold Ott, Luzern.